

Amos Oz
Bericht zur
Lage des
Staates
Israel

suhrkamp taschenbuch 2192

In der Begründung für die Verleihung des »Friedenspreises des Deutschen Buchhandels« im Jahre 1992 an Amos Oz werden die schriftstellerischen Leistungen und das politische Engagement dieses Autors gleichermaßen hervorgehoben. Die beiden im vorliegenden Band versammelten Texte aus den Jahren 1990 und 1991 präsentieren diese beiden Dimensionen des Autors Amos Oz, und sie machen zugleich deutlich, daß er zwischen beiden strikt unterscheidet: Wenn er mit sich selbst in Übereinstimmung sei, so Amos Oz, greife er in die politische Situation ein. Ziel seines politischen Engagements: Er kämpft für eine Zweistaatenlösung in Palästina, mit einem souveränen Israel und einem eigenen Staat für die Palästinenser. Dem »Spezialisten für vergleichenden Fanatismus« ist es als Schriftsteller durchaus nicht nur an dem äußeren Frieden, sondern auch an dem inneren Frieden des Einzelnen gelegen. Warum dieser sich bei dem Einzelnen nicht einstellt, welche Folgen dies für die Personen und die Gesamtgesellschaft hat, und wie er vielleicht, wenn auch nur für einen Moment, erreicht werden könnte – alle diese Konflikte erzählen die polyphonen Romane von Amos Oz.

Amos Oz
Bericht zur Lage des
Staates Israel

Suhrkamp



4. Auflage 2023

Erste Auflage 1992

suhrkamp taschenbuch 2192

© Amos Oz 1990, 1991

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen

von heißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-38692-7

www.suhrkamp.de

Inhalt

Brief aus Arad

7

Bericht zur Lage
des Staates Israel

53

Brief aus Arad

3. Mai 1990

Hier in Israel genießen die Schriftsteller – oder soll ich lieber sagen, sie leiden darunter? – fast die soziale Stellung, die in anderen Ländern die Filmstars haben. Das ist eine jüdische und osteuropäische Tradition zugleich. Uns Schriftsteller betrachtet man als eine Art Propheten, obwohl wir natürlich nicht liefern können, was man von uns erwartet. Wir sollen die Antwort haben. Israel ist wahrscheinlich das einzige Land in der Welt, in dem eine führende Tageszeitung in einem Leitartikel mit einem Romanhelden polemisiert, weil dieser sich zu einer unpassenden Zeit in einen Araber verliebt hat. Wohl gemerkt in einem Leitartikel, nicht in der Literaturbeilage.

Israel ist ein Land, in dem es häufig vorkommt, daß der Ministerpräsident einen Dichter oder Schriftsteller zu einem spätnächtlichen, intimen Tête-à-tête einlädt, um zusammen mit ihm eine tiefe Gewissensprüfung vorzunehmen. Ich habe so etwas schon öfters mitgemacht. Der Ministerpräsident fragt dann den Schriftsteller, wo die Nation entgleist sei und wie es denn weitergehen solle. Er bewundert die Antworten des Schriftstellers und mißachtet sie selbstverständlich. Um realistisch zu bleiben: Es ist nicht so, daß Dichter und

Schriftsteller einen großen Einfluß auf Politiker hätten. Israel ist das Land der Propheten, aber selbst die waren nicht besonders erfolgreich, was die Beeinflussung der Politiker betrifft. So wäre es unrealistisch, von uns Schriftstellern zu erwarten, wir sollten sogar besser sein als die Propheten.

Dennoch, die Schriftsteller sind präsent, sie haben eine gewisse Bedeutung, man achtet darauf, was sie sagen. Wenn ich morgen eine Erklärung über den Zustand der israelischen Straßen abgebe, wird das in allen Zeitungen ein Thema sein. Warum? Bin ich etwa ein Experte für den Straßenbau? Für das Transportwesen? Nein, nur weil es ein Schriftsteller gesagt hat. Jeder kennt hier die Namen der bedeutenderen Schriftsteller, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Taxifahrer deine Bücher gelesen hat.

Die Bewegung »Peace Now«, der auch ich angehöre, ist keine Partei, eher eine »Stimmung«, sie wächst und schrumpft mit der Aktualität. Wenn es eine unmittelbare Aussicht auf Frieden gibt, dann wird »Peace Now« aktiv, dann machen wir Versammlungen und Demonstrationen, und man hört von uns im ganzen Land. Auch wenn die Gefahr eines Krieges droht, werden wir lebendig. Und zwischendurch gibt es ein kleines Ein-Zimmer-Büro in Jerusalem, mit einer Teilzeitkraft. Wir haben keine Mitgliederlisten, keine gewählte Füh-

rung. »Peace Now« ist ein Sammelbecken, das linke Radikale, Liberale der Mitte, konventionelle Zionisten, religiöse Leute und all die vereint, die der Meinung sind, daß Israel niemals versuchen sollte, die besetzten Gebiete zu annektieren. Auch dann nicht, wenn plötzlich, über Nacht, die arabischen Länder entdeckten, daß sie tief in ihren Herzen eigentlich Zionisten sind, und diese Gebiete uns auf einem silbernen Tablett als Geschenk präsentieren würden: Nehmt sie, sie gehören euch. Selbst dann sollten wir sagen: Nein danke, denn diese Gebiete sind dicht mit menschlichen Wesen besiedelt, die keine Israelis sein wollen. Und es hat keinen Sinn, das Israeli-Sein Leuten aufzuzwingen, die nichts davon wissen wollen.

Es ist in unserer Bewegung noch eine andere Sensibilität vorhanden: Wir sind nur dann bereit, einen umfassenden Krieg zu führen, wenn die Existenz der Nation auf dem Spiel steht. Nichts außer der Bedrohung der Existenz Israels rechtfertigt einen umfassenden Krieg. Natürlich gibt es eine Diskussion darüber, wie die jeweilige Gefahr einzuschätzen sei, die Israel droht, und darüber, was die Existenz Israels bedroht. Aber es gibt keine Diskussion darüber, daß die Kriege, die wir 1948, 1967 und 1973 geführt haben, Kriege auf Leben und Tod waren. Hätten wir sie verloren,

gäbe es heute kein Israel. Der Libanonkrieg dagegen war optional. Begin, der damals Ministerpräsident war, hat den Begriff der optionalen Kriege eingeführt, im Gegensatz zu den Kriegen, die mit dem Rücken zur Wand ausgetragen werden. Auch die Falkenparteien und ihre Anhänger sind sich darüber einig, daß es im Libanonkrieg nicht um Leben und Tod ging. Sie sagen aber, vielleicht hätte mit der Zeit die Gefahr erheblich größer werden können und darum sei es dann doch richtig gewesen, den Krieg zu führen. Das freilich ist ein sehr windiges Argument, denn dann müßten wir auch gegen den Iran Krieg führen, der uns eines Tages auch sehr gefährlich werden könnte, und überhaupt müßte man gegen alle kämpfen, die sich wünschen, wir würden tot umfallen.

»Peace Now« ist mit den europäischen Friedensbewegungen nicht vergleichbar. Wir sind »peaceniks«, aber keine Pazifisten. Gewiß waren alle an »Peace Now« Beteiligten irgendwann einmal auf dem Schlachtfeld, und wenn das denkbar Schlimmste passieren sollte und wir erneut mit dem Rücken an der Wand stehen sollten, dann werden wir wieder kämpfen. Und wir werden kämpfen wie die Teufel, wenn es um die Existenz Israels gehen sollte. Es gibt für uns keine Frage von »lieber rot als tot«. Es gibt diese westliche Einstellung von »make love not war« nicht. Es gibt

auch die Tendenzen nicht, die es in der amerikanischen Friedensbewegung während des Vietnam-Krieges gegeben hat: die Vietcong als lauter gute Kerle zu feiern und sich selbst als die Bösen zu verdammen. Praktisch niemand ist in »Peace Now« der Meinung, daß im israelisch-arabischen Konflikt die Palästinenser die guten Kerle seien. Sie verdienen es, ihr Selbstbestimmungsrecht und ihre nationale Unabhängigkeit zu erhalten, aber nicht als Orden für gutes Verhalten. Ich persönlich war nie der Ansicht, daß Unabhängigkeit etwas sei, was nur Leute verdienen, die sich anständig benehmen. Wenn das so wäre, müßte drei Vierteln der Menschheit die Unabhängigkeit für immer und ewig vorenthalten werden, Deutschland und Österreich vielleicht sogar für den Rest der Ewigkeit. Es tut mir leid, das sagen zu müssen.

Darum geht es aber nicht. Es geht um das Überleben, um das Überleben aller.

»Peace Now« ist also keine pro-palästinensische Bewegung. Sie ist keine »make-love-not-war«-Bewegung und keine pazifistische Bewegung. Sie ist ein Zusammenschluß von Leuten, die glauben, daß die Lösung unseres Konflikts mit den Palästinensern eine faire und nüchterne Scheidung sein muß, eine Scheidung wie nach einer gescheiterten Ehe. Scheidung bedeutet, daß wir die Wohnung teilen müssen. Und da dies ein kleines Land ist,

müssen wir entscheiden, wer das eine und wer das andere Schlafzimmer bekommt und wie die Benutzungsordnung für die Toilette sein wird. Nach dieser Scheidung - und unter Scheidung verstehe ich die Gründung von zwei unabhängigen Staaten - wird es vielleicht möglich sein, miteinander eine Tasse Kaffee zu trinken. Vielleicht werden wir - nach geraumer Zeit - zusammen über die Vergangenheit lachen können. Vielleicht werden wir eines Tages sogar einen nahöstlichen gemeinsamen Markt, eine Art Konföderation gründen können. Aber es wird nicht möglich sein, gleich damit anzufangen. Die Berliner Mauer abzureißen und dann einander in die Arme zu fallen - so einfach ist es in unserem Lande nicht. Hier geht es nicht um ein Volk, das durch eine Mauer getrennt ist. Hier handelt es sich um zwei Bevölkerungsgruppen, zwei Gemeinschaften, die siebenzig Jahre lang das Blut voneinander vergossen haben, es gibt Mißtrauen, Frustrationen, und beide Gemeinschaften müssen eine Weile allein bleiben, zumindest fürs erste.

Es ist schwer zu sagen, wie groß der Einfluß von »Peace Now« in der Gesellschaft ist. Gewiß nicht marginal. Wenn wir einen Standpunkt öffentlich einnehmen, hat das keine unmittelbare politische Auswirkung. Aber das Auftauchen von »Peace Now« im Jahre 1978 hat es für Begin vielleicht erst

möglich gemacht, den Friedensvertrag mit Ägypten zu unterzeichnen. Alles in allem repräsentiert »Peace Now« die Meinung von etwa der Hälfte der Bevölkerung.

Shamir redet bereits seit einem Jahr indirekt mit der PLO, er geht zu den Amerikanern und sagt ihnen, sie sollen es der PLO sagen, und die PLO antwortet den Amerikanern, und die sagen es wieder Shamir, und so weiter. Das ist dumm, weil damit nur ein Ortsgespräch in ein Ferngespräch umgewandelt wurde, und das ist wenig effektiv. Warum von Jerusalem nach Jerusalem telefonieren über Washington D. C.? Für Shamir geht es dabei freilich um Prinzipien, um Prinzipien jedoch, die ich nicht teilen und unterstützen kann.

Obwohl ich in diesem Lande den Ruf habe, ein gefährlicher Radikaler zu sein, habe ich mich selbst niemals für einen Radikalen gehalten, vielmehr für einen politischen Evolutionisten. Ich glaube an Schritt-für-Schritt-Lösungen. Wir sollten uns mit den Palästinensern über die Teilung des Landes einigen. Sie könnten ihre Unabhängigkeit in einem fünf oder zehn Jahre währenden Prozeß erhalten. In dieser Zeit könnten sich die Gefühle abkühlen und einige israelische Befürchtungen sich als falsch erweisen. Ich glaube nicht einmal, daß Jerusalem durch Mauern und Stacheldraht geteilt werden müßte. In Jerusalem müßte jeder

seine Nationalität selber wählen können, vielleicht durch die Gründung von einem halben Dutzend Unterbezirken: für ultraorthodoxe Juden, für Armenier und so weiter, aber die Stadt müßte einig bleiben. Diese Art der Lösung habe ich bereits Israelis und Palästinensern, Europäern und Amerikanern vorgeschlagen, und da sie alle strikt dagegen waren, könnte dieser Vorschlag vielleicht tatsächlich verwirklicht werden.

Im Moment ist mehr Ärger und Frustration als wirklicher Haß zwischen Juden und Arabern da. Es ist wieder dieser europäische, im Christentum wurzelnde Sentimentalismus, zu glauben, daß der erste Schritt sein könnte, den Ärger zu entflechten, und der zweite, Frieden zu machen. Normalerweise geht es genau umgekehrt. Zuerst wird irgendein politisches Arrangement getroffen, und dann erst fangen die Stereotypen an abzusterben, dann fängt der Haß zu schwinden an. Genau so geschieht es in Europa. Es ist nicht ein plötzlicher Ausbruch der Liebe zwischen den Leuten in Europa, wodurch dieser Kontinent in den letzten Jahren zu einem relativ friedlichen Ort geworden ist. Es ist umgekehrt. Zuerst gab es ein politisches Arrangement zwischen den Nationen, und dann erst hat die ökonomische Rationalität die gefühlsmäßigen Regungen abgelöst.

Was Sie noch bedenken sollten: Der Nahe

Osten ist ein sehr gefühlsgeladener Ort, Juden und Araber sind gefühlsgeladene Völker, sie geraten schnell in Wallung. Nur einige Monate bevor Präsident Sadat 1977 Jerusalem besucht hatte, sagten die Ägypter, niemals würden sie mit der Zionistischen Einheit Frieden schließen. Die meisten Israelis sagten, sie würden niemals den ganzen Sinai zurückgeben, für keinen Frieden. Dieses »niemals« und »für immer und ewig« dauerte ein paar Monate lang. So habe ich festgestellt, daß, wenn im Mittleren Osten »niemals« oder »für immer und ewig« gesagt wird, dann damit etwas zwischen sechs Monaten und dreißig Jahren gemeint ist.

Die Lösung dieses Konflikts lag bis vor fünf Jahren nicht an uns. Jetzt, nach siebzig Jahren, hängt es zu fünfzig Prozent von Israel ab, diesen Konflikt zu lösen, denn der palästinensische Standpunkt hat sich geändert. Siebzig Jahre lang sagten sie, es solle kein Israel geben. Sie glaubten tatsächlich, daß sie nur fest ihre Augen reiben müßten und Israel würde sich wie ein Alptraum in Nichts auflösen. Jetzt sagen sie, daß sie bereit wären, mit Israel eine Art Koexistenz einzugehen. Die Konditionen sind sehr hart. Aber es ist Zeit zu verhandeln. Der Ärger, die Frustration und auch der Fanatismus von uns Israelis haben ihre Wurzeln darin, daß wir alle die Erfahrungen Salman

Rushdies gemacht haben: Siebzig Jahre lang wurde eine Art kollektives Todesurteil über uns verhängt. Unter diesen Umständen konnte man nicht viel tun, außer sich zu verteidigen, den Konflikt nicht eskalieren zu lassen. Da aber jetzt einige arabische Länder bereit sind zu einer Koexistenz mit Israel, müssen wir mit ihnen verhandeln.

Es sind zu viele Uhren, die hier gleichzeitig tikken: Der arabische Fundamentalismus ist eine von ihnen. Vielleicht ist die Mäßigung der arabischen Regierungen ihre Reaktion auf den Fundamentalismus. Jetzt würde Arafat vielleicht gewählt werden; das zu prüfen ist aber nur über freie Wahlen möglich. Weil er gegenwärtig mit großer Wahrscheinlichkeit gewählt werden würde, sollte man so schnell wie möglich diese Wahlen veranstalten. Aber wen auch immer die Palästinenser wählen werden, der wird Israels Partner bei den Verhandlungen sein, egal, ob wir ihn mögen oder nicht.

Ich bin schon lange nicht mehr in einer politischen Partei. Ich habe öfters die Arbeiterpartei oder andere linke Parteien unterstützt. Ich gehe demonstrieren, halte Reden, schreibe Artikel und Essays. Aber ich war nie ein professioneller Politiker, ich habe mich niemals um ein Amt beworben. Ich bin dafür nicht qualifiziert, denn niemals könnte ich »no comment« sagen. Wenn ich sehr böse werde, mache ich einen leidenschaftlichen

Guerillaangriff aus dem Busch heraus und ziehe mich danach wieder in den Busch zurück. Aber Soldat einer regulären Armee könnte ich nicht sein. Ich kann mein Leben nicht in Sitzungen verbringen und die Taktik diskutieren. Für mich sind Parteien wie Verkehrsmittel: Solange sie in die Richtung gehen, in die auch ich gehen will, benutze ich sie. Zu keiner von ihnen habe ich sentimentale Bindungen.

Ich habe eine sehr tiefe gefühlsmäßige Bindung dagegen zu den frühen zionistischen Sozialisten, dort sind meine intellektuellen und gefühlsmäßigen Wurzeln bis heute. Sie hatten viel mehr verstanden als die Marxisten und die anderen europäischen Sozialisten. Die siebzig Jahre lange Auseinandersetzung mit den Arabern hat vieles verzerrt, es war nicht möglich, den Traum der frühen Zionisten in der Realität eines fortdauernden Konflikts zu verwirklichen. Sie hatten eine sehr realistische Einschätzung von der Natur des Menschen. Keine besonders optimistische. Im Gegensatz zu den europäischen Sozialisten nahmen sie niemals an, daß, wenn man die sozialen Verhältnisse änderte, die Leute sofort besser werden, die Gier, die Ambitionen oder die Selbstsucht auf der Stelle verschwinden würden. Auf der anderen Seite ließen sie sich niemals durch marxistische Vereinfachungen verführen: daß wir die Augen